

Das Verborgene ans Licht holen – Gefühle in Zeiten des Krieges

Ein Essay von Julia Solovieva

1. Im Chaos der Emotionen und Gefühle

24. Februar 2022. Ich wache gegen acht Uhr auf und sehe zwei verpasste Anrufe meines erwachsenen Sohnes auf meinem Handy. Ich rufe ihn zurück und höre seine unerwartet matte Stimme: „Mama, es ist Krieg!“

Das kann nicht wahr sein! Träume ich noch? Erst später begreife ich: Ausgerechnet von meinem Sohn bekomme ich diese Nachricht ... Von meinem Sohn, der in einer westlichen Demokratie geboren und aufgewachsen ist, der das Wort „Krieg“ nur aus Schulbüchern und Computerspielen kennt, der sich für Politik nur bedingt interessiert. Der Russisch genauso perfekt spricht, wie Deutsch und einen russischen Namen trägt. Ich denke, dass mein Sohn nun aus nächster Nähe erfährt, dass Krieg in Europa mit dem letzten Jahrhundert nicht zu Ende gegangen ist. Und ich habe ihm das nicht ersparen können.

In mir existieren vier verschiedene Ichs, vier kulturelle Anteile, die ich meinem Sohn weitergeben möchte, damit er sie auf seine Weise für sich entdeckt. Manchmal verschmelzen sie, mal streiten sie miteinander oder unterstützen sich gegenseitig. Mein russischer Anteil ist von der russischen Sprache, meiner Kindheit in Moskau und am Schwarzen Meer geprägt, von Familie und Freunden in Moskau, und von meinem noch immer vorhandenen russischen Pass.

Meinen ukrainischen Anteil verbinde ich mit meinem ukrainischen Vater Jurij, der aus der Gedichtsammlung *Kobsar* von Taras Schewtschenko zu rezitieren pflegte, und mit meiner Großmutter Katerina, die ihr Russisch gern mit bildreichen ukrainischen Redewendungen und Sprichwörtern spickte und den besten vegetarischen Bortschtsch zubereitete.

Zum Dritten mein jüdischer Anteil: Meine Mutter Dina ist Jüdin, sie wuchs in Leningrad auf, ihre Eltern Hava und Jakob, also meine Großeltern, kamen in den jüdischen Shtetl Bila Zerkwa und Skwira unweit von Kiew zur Welt und sprachen ihr Leben lang Jiddisch miteinander. Jüdischsein in der Sowjetunion hieß, dass meine

Mutter in ihrer Leningrader Kindheit Antisemitismus erfahren hat, Beschimpfungen auf der Straße; dass die Jungs in ihrer Klasse sie „schwarze Sarah“ riefen. Dass die Karriere meines Vaters als Funkingenieur beim Militär stagnierte, weil er meine jüdische Mutter geheiratet hatte.

Mein deutscher Anteil definiert sich durch das, was ich hier gelernt und erreicht habe: eine neue Sprache, eine politische Orientierung in einem Rechtsstaat, meinen Beruf als Autorin und Journalistin, meine Freunde, meinen deutschen Pass und das schöne Gefühl, dass ich „in Deutschland und Europa zu Hause“ bin.

Ich bin schockiert, als ich die ersten Bilder des Krieges sehe – Bilder von toten und verletzten Menschen, von russischen Militärfahrzeugen mit einem „Z“ oder „V“-Symbol. Ich kann es nicht glauben!

Der ukrainische Präsident Selenskyj ruft seine Landsleute zur Verteidigung auf. Am Vorabend der Invasion richtete er eine Videobotschaft an die Bevölkerung Russlands: "Wollen die Russen Krieg? Die Antwort hängt von Ihnen ab, den Bürgern der Russischen Föderation!"

Ich wende mich meinem russischen Anteil zu und nehme ihn ins Kreuzverhör: „Wie konnte das passieren? Diese Katastrophe! Wieso hast du das zugelassen?“ Mein russischer Anteil schweigt, macht sich ganz klein und rollt sich zusammen, fühlt sich verletzt, krank.

Auf Social Media folge ich den Accounts der mir bekannten russischen Aktivistinnen und Aktivisten, sie rufen zu Antikriegs-Demonstrationen in Moskau und anderen Städten auf. Ich lese den Kommentar einer Ukrainerin: „Russen, ihr Lieben, wartet nicht bis heute Abend, bis dahin sind wir tot! Geht auf die Straße, helft uns ...“

Ich weine auch heute, wenn ich das schreibe, weil sie und viele Ukrainerinnen und Ukrainer damals noch so liebevoll mit den Russen sprachen. Weil sie hofften, dass die Russen Menschen sind wie sie.

Wir alle wissen, was weiter geschah: Die Demonstrationen gegen den Krieg wurden in Russland brutal niedergeschlagen, mehrere tausend Menschen festgenommen. Die Proteste nahmen ab, wurden immer leiser, einige Aktivistinnen und Aktivisten - Intellektuelle, Journalisten - verließen verstört das Land. Zigtausende russischer

Männer zogen gehorsam in den Krieg, um andere Männer zu töten, um zu rauben, zu vergewaltigen, zu foltern.

Russen, die nicht in den Krieg wollten, blieb keine andere Wahl, als der Einberufung zu folgen, verhaftet zu werden oder ins Ausland zu fliehen.

Eine nicht enden wollende Katastrophe nimmt ihren Lauf. Mein erster Schock wird von tiefer Traurigkeit abgelöst. Diese Traurigkeit hat Folgen: Mein Leben verändert sich, ich interessiere mich nicht mehr für gute Bücher oder Filme; Nachrichten und Kriegsanalysen bestimmen meinen Alltag. Ich erlaube mir kaum Freuden: Mit jemandem über Gott und die Welt zu reden, Musik zu hören, über Witze zu lachen – das alles ist nicht mehr selbstverständlich. Ich gebe meine Passion - die Fotografie - auf. Ich sehe keine Farben, keine Schönheit mehr. Mein Blick wird eng und streng. Ich werde zu meiner eigenen Wächterin und Zensorin.

Schuldgefühle haben mich immer stärker im Griff.

2. Über die Schuldgefühle

Den politischen Entwicklungen in Russland stand ich immer kritisch gegenüber. Ich habe regimekritische Radiosendungen geschrieben, wie über die Bolotnyj-Prozesse gegen Demonstranten, die 2011 und 2012 auf dem Bolotnyja-Platz in Moskau gegen Wahlfälschungen protestierten. Ich habe Oppositionelle porträtiert, von ihrem Streben nach einem anderen Russland erzählt. Aber vielleicht war mein Blick auf meine ehemalige Heimat unscharf, vielleicht hatte ich zu viel Hoffnung, dass Russland sich doch bald, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen - also nach Putin - zu einem normalen demokratischen Land entwickeln würde?

Ein Freund von mir, ein russischer Regisseur, der wie ich seit vielen Jahren im Ausland lebt, schreibt mir: „Dieses Wunschdenken, dass alles gut werden soll, führt im Resultat zu dem, was geschehen ist. Es erlaubt mir nicht, mich ‘rein‘ und unschuldig zu fühlen.“

Vielleicht ist er zu streng mit sich, aber ich empfinde ähnlich. Ich kann nicht sagen, dass ich alles getan habe, was in meiner Macht stand. So habe ich zum Beispiel einen Auftrag abgelehnt: Ich sollte über den Einfluss des Senders *RT* (damals noch

Russia Today) auf das deutsche Publikum berichten. Aber ich wollte mich nicht mit Menschen und Tendenzen auseinandersetzen, die so offensichtlich negativ waren. Propaganda gegen den Westen, Drohungen wie die des kremltreuen Journalisten Kissiljow, der im Dezember 2021 erklärte, Russland könne die USA in „radioaktive Asche“ verwandeln. Wenn ich bei meinen Russlandbesuchen den scharfen Ton im Fernsehen hörte, dachte ich: „Na, wer guckt denn das noch? Die Russinnen und Russen haben ja auch Internet und können sich aus verschiedenen Quellen informieren.“

Auch mit befremdlichen Äußerungen früherer Klassenkameraden habe ich mich nicht wirklich auseinandergesetzt. „Lass doch“, sagte ich mir, „ihr seht euch so selten, setz deine langjährigen Freundschaften nicht aufs Spiel. Und überhaupt, das Zwischenmenschliche ist doch viel wichtiger als politische Ansichten.“

Trage ich deshalb eine Mitschuld am Krieg?

Mit meinen russischen Freunden in Deutschland kann ich über das, was jetzt in mir vorgeht, kaum sprechen, weil sie sich nicht mit ihrer eigenen Verantwortung auseinandersetzen wollen. Wir alle reden so, als ob eine „halbtote Maus in unserem Mund quiekt, die sich beim besten Willen nicht ausspucken lässt“, wie die Schriftstellerin Maria Stepanowa schreibt. Wir betäuben uns mit Rotwein und versuchen für einen Augenblick aus dieser unheilvollen Welt zu flüchten. Wir haben keinen Plan, was wir gegen diese Katastrophe tun könnten.

Auf den Hamburger Demonstrationen gegen den russischen Angriffskrieg entdeckte ich keine vertrauten Gesichter, es protestieren meist junge Menschen, die entweder hier studieren oder Russland wegen des Krieges vor kurzem verlassen haben. Ein alter russischer Bekannter, den ich in der S-Bahn treffe, sagt: „Wir leben schon so lange nicht mehr in Russland, mit all dem haben wir nichts zu tun“. Ob er tatsächlich so fühlt? Die Heftigkeit, mit der er spricht, deutet auf das Gegenteil hin. Vielleicht weint er innerlich, schreit wie ich stumm vor Entsetzen und Schmerz, und kann sich doch beim besten Willen nicht von diesem teuflischen Russland abspalten. In diesen Tagen wird auch in seinem Namen geschossen und gemordet.

3. Über die Gefühle meiner Familie und Freunde in Moskau

Am ersten Tag des Überfalls auf die Ukraine rufe ich meine Mutter in Moskau an. Wie immer in schwierigen Situationen bewahrt sie die Fassung, sagt, sie hoffe, dass alles schnell zu Ende geht. Das Wort „Krieg“ vermeiden wir, weil es verboten ist; wer von „Krieg“ spricht, dem droht eine Geldstrafe oder ein Strafverfahren mit unvorhersehbaren Folgen. Wir sprechen deshalb von der „militärischen Spezialoperation“. „Ich hoffe, dass alles nur ein Alptraum ist“, sagt sie.

Meine Mutter sieht sehr schlecht, doch ihr Smartphone kann sie bedienen und so schicke ich ihr täglich YouTube-Interviews mit russischen Oppositionellen. Sie erzählt, wie die Leute auf dem Markt, in der Apotheke oder bei der Bank schimpfen: „Die Ukrainer, diese Nazis, wir werden es ihnen zeigen ...“ In ihrer Umgebung gibt es kaum Leute, die den Krieg nicht gutheißen.

Ich schreibe meinem Onkel, dem Bruder meines Vaters, der schon seit langem krank ist. Er antwortet sofort: „Julitschka! Ich empfinde unerträgliche Scham und Schande für das, was geschieht, ich bin von ganzem Herzen betroffen und besorgt! Was kann ich tun, um zu helfen?“ Zwei Wochen später stirbt er. Bei seinem Begräbnis in Moskau liest meine Schwester seine Sätze vor und erntet anerkennende und dankbare Blicke. Da ist es noch möglich, etwas Derartiges vorzulesen, ohne dass ein Strafverfahren droht. Das ändert sich bald.

Meine Schwester verliert ihren Job als Chefredakteurin eines Glamour-Blattes. In ihrem Blog schreibt sie aber weiter über Fashion und Luxus – als ob nichts geschehen sei. Sie versucht, ihren Sohn außer Landes zu schaffen. Er verbringt einige Monate in verschiedenen Ländern, erträgt aber die Einsamkeit nicht und kehrt nach Moskau zurück in der Hoffnung, nicht einberufen zu werden. Er schirmt sich von Propaganda und Nachrichten ab, versucht, in seiner Malerei Halt und Sinn zu finden.

Meine beste Freundin, mit der ich zehn Jahre zur Schule ging, ist *für* den Krieg. Sie meint, die NATO hätte Russland angegriffen. Ich kann es nicht fassen.

Anfangs telefonierten wir stundenlang, sie verfolgte meine Posts auf Social Media, wir versuchten uns gegenseitig zu überzeugen, dann schrien wir uns an, beleidigten einander. Ich spürte, wie sie sich in einen Panzer hüllte, wie sie mir Parolen aus dem

russischen Staatsfernsehen entgegen schleuderte, wie sie immer unnahbarer und unerreichbarer wurde. Irgendwann verbot sie mir den Kontakt zu ihrer Tochter aus Angst, dass ich sie und ihre Familie zum Auswandern überreden könnte.

Meine empathische und lustige Freundin fehlt mir. Was kann ich tun? Sie vergessen? Sie nicht mehr lieben? Ich versuche, nicht mehr an sie zu denken. ((Ich weiß: Selbst, wenn ich ihr in einem Anfall von alter Zuneigung schreiben und einfach nur fragen würde, wie es ihr geht, würde sie mit einem Foto von ihrer Datscha reagieren - die üppige Apfelernte oder ein Eimer voller Steinpilze - und dazu die obligatorische russische Trikolore.))

Sie wirft mir vor, ich hätte mein Land verraten und würde für den Feind Partei ergreifen.

4. Im Labyrinth der Gefühle

Ja, ich bin für die Ukraine in diesem Krieg. Russland greift an, die Ukraine verteidigt sich. Aber wer *genau* ist der Angreifer, der Aggressor, der Täter? Putin oder das Land Russland? Für mich ist klar, dass Russland diesen Krieg führt, mit einem Massenmörder an der Spitze. Aber was ist mit den Soldaten, die gegen ihren Willen rekrutiert werden? Ja, sie sind Täter, weil sie morden. Aber sie sind auch Opfer, weil sie in einen Krieg geschickt worden sind. Darf ich also Mitleid mit ihnen als Menschen haben, mit ihren Angehörigen, falls sie sterben? Oder soll ich es mir verbieten und sie nur als Feinde betrachten, weil ich in diesem Krieg auf der Seite der Ukraine stehe?

Einige Russen, die für die Ukraine Partei ergreifen, freuen sich über die hohen Verluste der russischen Armee. Soll ich mich auch darüber freuen? – Ich sehe die Gesichter hinter den Zahlen. Ich denke an meinen fünfzigjährigen Cousin, zu dem die Beamten schon drei Mal mit einem Einberufungsbefehl kamen. Er war zum Glück nicht zu Hause, und seine fünfundachtzigjährige Mutter, meine Tante, hat ihnen nicht die Tür aufgemacht. Was wäre geschehen, wenn sie den Einberufungsbefehl entgegengenommen und mit ihrer Unterschrift quittiert hätte?

Ich denke auch an den Sohn meiner Freundin, einen jungen IT-Spezialisten aus der Stadt Ischewsk, der unter großen Schwierigkeiten nach Georgien geflohen ist.

Ich denke an meinen Neffen, der immer noch in Moskau lebt. Auch deshalb kann ich keine Freude empfinden.

Die Zahl der getöteten Soldaten ist erschreckend hoch. Erschreckend ist auch, dass ich mich mit der Zeit daran gewöhne!

Was empfindet mein deutscher Anteil? Meine zweite Heimat Deutschland hat sich jahrzehntelang mit der Schuld an den nationalsozialistischen Verbrechen auseinandergesetzt.

Eine deutsche Freundin erzählt mir, dass sie als Jugendliche ihre Mutter heftig kritisiert hat, weil sie Fotos ihrer im Zweiten Weltkrieg gefallenen Brüder in Uniform aufgestellt hatte. Ihre Mutter hatte immer eine Entschuldigung für ihre Brüder parat, wenn meine Freundin sie auf deren mögliche Taten als Soldaten der Wehrmacht ansprach: „Sie hatten keine andere Wahl! Sie haben doch nur Befehle befolgt!“ Irgendwann konnte meine Freundin die Gefühle ihrer Mutter nachvollziehen. Denn sie liebte ihre Brüder von klein auf, lange, bevor sie Soldaten wurden. Sie konnte nicht aufhören, sie weiter zu lieben.

Ich kann die Gefühle meiner Freundin *und* die Gefühle ihrer Mutter nachempfinden. Ich kann auch nicht aufhören, meine regimetreue russische Freundin zu lieben. Diese Gefühle und Erfahrungen können meine deutsche Freundin und ich also miteinander teilen. Sie sind kompliziert, aber wir können uns darüber austauschen.

Doch was sagt mein jüdischer Anteil dazu? Hätte er Mitleid mit einem Wehrmachtssoldaten? Nein, oder doch, na ja vielleicht, in einer bestimmten Situation, aber auf keinen Fall mit einem Soldaten der SS.

Die entscheidende Frage ist aber: Kann ich über meine widersprüchlichen Gefühle in Bezug auf russische Soldaten mit einer Ukrainerin sprechen, deren Mann an der Front kämpft? Eher nicht. Oder nur unter sehr besonderen Umständen. Heißt das, dass ich schweigen soll? Soll ich diese Gefühle verdrängen? Nicht mehr fühlen? Wohin damit?

Ich habe den Eindruck, mich in einem unendlichen Labyrinth zu befinden.

5. Mein ukrainischer Anteil

Im Klassenbuch meiner Moskauer Schule wurde die ethnische Zugehörigkeit der Schülerinnen und Schüler vermerkt, sie wurde aus den Pässen der Eltern übernommen. Im Pass meiner Mutter stand „Jüdin“, im Pass meines Vaters „Ukrainer“. Aus Angst vor Antisemitismus stand bei mir „Ukrainerin“ in der Spalte neben meinem Namen. Deshalb ging ich auch beim alljährlichen Schulfest „Fünfzehn Republiken - Fünfzehn Schwestern“ als Ukrainerin. Meine ukrainische Großmutter Katerina nähte mir mit Stolz und Kunstfertigkeit ein weites Röckchen, damit ich darin herumwirbeln konnte, bestickte eine Bluse mit blauen Glöckchen und bastelte Haarschmuck mit Blumen und Bändern.

Einmal, im Frühsommer, nahmen meine Eltern mich mit nach Kiew. Es war wohl am Ende der fünften Klasse, weil ich einen Aufsatz mit dem Titel „Die Ukraine als Kornkammer der Sowjetunion“ schreiben sollte. Ich weiß noch, dass wir in einem Heim für Wissenschaftler in der Nähe des Dnjepr wohnten, dass ich das Kiewer Höhlenkloster mit all den Heiligen Gebeinen ziemlich befremdlich fand, dass ich von den vielen Erdbeeren, die wir aßen, eine Hautallergie bekam und mit Begeisterung ein riesiges Stück der berühmten Kiewer Torte in einem Café am Chretschjatiq verspeiste.

Dann reisten wir ins Dorf Kamenka, den Heimatort meines Großvaters Arsenij, wir besuchten Verwandte. Es duftete stark nach Pfingstrosen, und alle sprachen so zärtlich miteinander. An diese Zärtlichkeit erinnere ich mich sehr gern, wie schnell wurde aus Julia „Julitschka“, aus Dina „Dinotschka“ und aus Jurij „Jurotschka“.

Ich befasse mich weiter mit meinem ukrainischen Anteil, das spendet mir etwas Wärme und Freude. Leider leben meine Großmutter, mein Großvater und mein Vater nicht mehr, ich kann sie also nicht mehr nach der Vergangenheit fragen, nach prägenden Ereignissen wie dem „Holodomor“, der großen Hungersnot in der Ukraine. Stalin wollte die Sowjetunion industrialisieren. Die in Kolchosen kollektivierten Bauern mussten so hohe Abgaben leisten, dass sie vom Ertrag der Landwirtschaft kaum überleben konnten. Drei bis dreieinhalb Millionen Menschen im Gebiet der heutigen Ukraine verhungerten 1932 und 33.

Ich schaue mir im Internet die vom Holodomor betroffenen Regionen an: Das Gebiet um Kiew ist dunkelrot markiert, das heißt, es war sehr stark betroffen. Allerdings weiß ich nicht, wo mein Großvater Arsenij Solovej, der Veterinär und Viehzüchter war, in der Zeit der Hungersnot lebte. Meine Großmutter Katerina Litwinenko zog schon

1930 zu ihrem Bruder Iwan Litwinenko nach Moskau, der dort eine steile Karriere in der Roten Armee machte. Meine Großeltern lernten sich aber 1936 in Donezk kennen – in der damaligen ukrainischen sozialistischen Sowjetrepublik. Seit 2014 ist Donezk die Hauptstadt der selbsternannten Donezker Volksrepublik, 2022 hat Russland sie annektiert und völkerrechtswidrig in die Russische Föderation eingegliedert.

Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion organisierte mein Großvater Arsenij im Juli 1941 den Abtransport von Vieh aus der Region Donezk in den Ural. Seine Frau und seinen Sohn, meinen Vater, durfte er nicht mitnehmen. Zum Glück schickte mein Großonkel, General Iwan Litwinenko, seinen Adjutanten, um meine Großmutter und meinen Vater im letzten Moment nach Moskau zu holen, ehe das Gebiet von der deutschen Armee besetzt wurde. Großvater Arsenij hätte sich weiter im Ural um das Donezker Vieh kümmern können, aber die Scham vor den Männern, die an der Front kämpften, zwang ihn dazu, sich freiwillig zur Roten Armee zu melden. Nach dem Krieg lebten meine Großeltern wieder in Donezk, sie sprachen Ukrainisch miteinander, und mein Vater hat seine Mutter nach alter ukrainischer Tradition gesiezt. Als meine Großeltern in den 1960er Jahren nach Leningrad reisten, um die zukünftige Braut ihres Sohnes kennenzulernen, hatte meine Großmutter ein Huhn aus ihrem Stall dabei, so groß, dass die Hühnerfüße aus der Tüte ragten. Mein Großvater trug seine Gitarre unter dem Arm: Er wollte das erste Zusammentreffen mit ukrainischen Liedern zelebrieren. Die Familienlegende besagt, dass Arsenij ein ausgeprägtes ukrainisches Nationalbewusstsein hatte und in den 1930er Jahren „wegen des Singens ukrainischer Lieder“ sogar einige Monate im Gulag war. Sein Lieblingslied über den Räuber Karmaljuk, den ukrainischen Robin Hood, hat auch mein Vater oft gesummt:

*Die Sonne geht über Sibirien auf,
Jungs, weint nicht:
Setzt all eure Hoffnung
Auf mich, Karmaljuk!*

*Ich bin aus Sibirien zurückgekehrt,
Eine Zukunft habe ich aber nicht!
Ich bin nicht mehr in Ketten,
Aber auch nicht richtig frei.*

*Lass sie mich jagen,
Lass sie mich fangen,
Die Welt wird sich immer
An mich, Karmaljuk, erinnern.*

Im Februar 2022 ist die überwiegende Mehrheit der Militärexperten der Ansicht, die Ukraine würde sich schnell ergeben. Doch die ukrainische Armee, unterstützt von vielen Zivilisten, behauptet sich. Ich bin stolz auf sie, ich bewundere ihre Kraft und Tapferkeit.

6. Mein russischer und mein deutscher Anteil senden unterschiedliche Signale

Während ich mit meinem russischen Anteil weiter hart ins Gericht gehe, schiebt sich mein ukrainischer Anteil in den Vordergrund.

Eine Woche nach Kriegsbeginn veröffentlicht meine Freundin Ljudmila, Psychologin und Psychotherapeutin, auf Facebook einen Appell an ihre russischen Kollegen. Sie glaubt noch an die kollegiale Verbundenheit und an die ethischen Grundlagen ihres Berufs! Sie glaubt noch an die Menschlichkeit: „Liebe Kolleginnen und Kollegen, was gerade in der Ukraine geschieht, ist eine Katastrophe. Ich weiß nicht, was Sie hören, was Sie in den TV-Nachrichten sehen, aber lesen Sie sich das jetzt durch: Das russische Militär tötet! Sie nehmen Geburtskliniken, Schulen, Kinder, Mütter unter Beschuss, sie schießen auf Zivilisten! Sie bombardieren Städte, es gibt viele Opfer. Leiten Sie diese Informationen weiter, vielleicht werden sie von Müttern gehört, deren Kinder unsere Kinder umbringen. Wir bitten Sie: Finden Sie Möglichkeiten und Wege, die Herzen Ihrer Bürgerinnen und Bürger zu erreichen! Die ganze Welt steht an einem Abgrund! Tun Sie etwas!“

Ljudmilas Appell hat eine Vorgeschichte: Von Dezember 2013 bis Frühjahr 2014 war sie nächtelang mit anderen Psychotherapeuten auf dem Majdan, dem zentralen Platz in Kiew, wo Hunderttausende für den EU-Beitritt der Ukraine und gegen Russlands Einfluss demonstrierten. Damals hofften sie, Blutvergießen verhindern zu können. Vergebens. Aber sie haben etwas anderes erreicht: nämlich viele ukrainische Therapeuten für die Arbeit mit traumatisierten Soldaten und Zivilisten zu mobilisieren, für eine Auseinandersetzung mit dem kollektiven Trauma, das seinen Ursprung in der Geschichte der ukrainischen Nation und ihrem langen Kampf um Unabhängigkeit hat.

Die russischen Kolleginnen und Kollegen reagieren nicht auf Ljudmilas Appell. Ich kann ihre Enttäuschung nachempfinden. Ich versuche zu vermitteln und verbreite ihren Appell über meine Kanäle, unter den mir bekannten russischen Psychotherapeuten.

Keine Reaktion. Auch ich bin enttäuscht und traurig. Sie hätten doch zumindest eine Privatnachricht schreiben können so wie mein Moskauer Onkel, etwas Allgemeines, nichts Riskantes, mit unverdächtigem Vokabular, aber so gar nicht zu antworten ...

Mein ukrainischer Anteil bringt mich dazu, an einer von Ukrainern organisierten Demo teilzunehmen. Ich reihe mich in den langen, bunten Zug ein, der sich vom Hamburger Hauptbahnhof zum Rathaus bewegt. Ich schaue in die schönen Gesichter der Frauen, auf ihren Haarschmuck in Blau-Gelb und lausche ihrer Sprache. Neben mir läuft eine zierliche junge Frau und brüllt „Russia is a Ter-ro-rist!“ in ihr Megafon. Eigentlich nichts Neues. Zehnmal, zwanzigmal, fünfzig-, hundertmal wiederholt sie das. Mein russischer Anteil regt sich. „Es geht mir nicht gut“, flüstert er leise. „Ich kann es nicht mehr ertragen. Es tut weh.“ Warum? Diese Wörter entsprechen absolut den Tatsachen. Ich spreche sie selbst oft aus. Aber hier sind sie so laut, so präsent, dass mein Schmerz und meine Scham unerträglich werden.

7. ((Ein weiterer Schlag in die Magengrube

In meiner Kindheit in Moskau hörte ich im Fernsehen oft ein sowjetisches Lied: „Meinst du, die Russen wollen Krieg?“ – nach einem Gedicht von Evgeni Jewtuschenko:

Meinst du, die Russen wollen Krieg?

Befrag die Stille, die da schwieg

im weiten Feld, im Pappelhain,

Befrag die Birken an dem Rain.

Dort, wo er liegt in seinem Grab,

den russischen Soldaten frag!

Sein Sohn dir darauf Antwort gibt:

Meinst du, die Russen

Meinst du, die Russen

Meinst du, die Russen wollen Krieg?

In meiner Kindheit gab es nur eine Antwort: Nein! Die Sowjetunion hatte so sehr unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges gelitten, dass ein weiterer großer Krieg ausgeschlossen war. Als Teenager haben wir dieses Lied dann als Propaganda erkannt und laut singend auf der Straße parodiert: Wir wussten nicht nur vom Krieg in Afghanistan, sondern auch von den sowjetischen Panzern in Prag.

Trotzdem waren wir der Überzeugung: Wir, russische Bürger, normale Leute, wollen doch keinen Krieg!

Kurz nach dem Großangriff haben ukrainische Sänger einen neuen Text zur Original-Melodie geschrieben.

*Sie wollen immer Krieg,
Ruslands treue Söhne.
Um zu kämpfen und zu töten.
Sie wollen es wieder tun, immer wieder.*

Als ich das höre, erwischt es mich kalt:

*Und wir, Freunde,
Wir müssen verstehen
Wir alle zusammen
Wir müssen verstehen
Sie wollen immer
Sie wollen immer
Sie wollen immer Krieg!*

Warum hat dieser neue Text so eine Wirkung auf mich? Vielleicht, weil er negiert, was ein Teil von mir ist: „Ich will keinen Krieg!“ Diese Überzeugung ist für mich mit prägenden Bildern und tiefen Emotionen in meiner Kindheit verbunden: mit meinen Eltern, die zusammen Solschenizyn lasen und dabei weinten, mit dem Knirschen des Schnees unter den Füßen im Winter, mit dem Geruch meines mit Kolophonium getränkten Cellobogens oder mit dem immer noch vertrauten Geschmack eines

typischen Salats für die Neujahrsfeier. Soll ich das alles hinter mir lassen?
Vergessen? Für immer verdrängen?)) o.c.

8. Über das Licht in der Dunkelheit

Wann und wie sind lichte Momente im Krieg überhaupt möglich? Kann man sie festhalten?

Manchmal gelingt es, das Leben eines anderen Menschen zum Guten zu verändern. Das geschah, als ich im Herbst 2014 Olga kennenlernte. Sie lebte damals in der von russischen Separatisten ausgerufenen „Donezker Volksrepublik“ im Osten der Ukraine und arbeitete nach den schweren Kämpfen im August 2014 als Traumatherapeutin mit verwundeten Kindern.

Olga und ich schrieben uns auf Social Media. Sie ist in Donezk in einer russischsprachigen Familie aufgewachsen. In sehr knappen Worten erwähnte sie ihren Alltag in Donezk und noch sparsamer ihre Arbeit, lieber schrieb sie übers Wetter und von ihren Lieblingsplätzen in der Stadt. Zwischen den Zeilen spürte ich ihre Einsamkeit, ihre Niedergeschlagenheit, ihre Sehnsucht nach einer offenen Welt.

Ich erzählte meiner Kiewer Freundin Ljudmila von Olga. Ljudmila organisierte gerade eine der ersten Trauma-Konferenzen in der Ukraine. Sie fasste sich ein Herz und lud Olga - eine Person aus dem feindlichen Gebiet - nach Kiew ein, um an einem Workshop über Traumata bei Kindern teilzunehmen. Für Olga war es ein mutiger Schritt, die Einladung anzunehmen. Ich schrieb damals ein Radiofeature über die beiden Therapeutinnen aus Kiew und Donezk.

Einen Tag vor der Konferenz trafen Olga und ich uns in einem Kiewer Café. Olga war nervös, sie war über mehrere Checkpoints aus Donezk gekommen und wusste nicht, was sie in Kiew erwartet. Sie fühlte sich von jedem Mann in Uniform bedroht.

„Auf keinen Fall möchte ich bei der Konferenz Leuten begegnen, die auf dem Majdan waren“, sagte sie gleich. Die Demonstrationen für den EU-Beitritt der Ukraine waren für sie etwas Bedrohliches, etwas, das sie nur aus den Fernsehberichten russischer Propaganda-Journalisten kannte, etwas, das Chaos und Krieg hervorgerufen hatte. Olgas Blick war nicht frei von Putin'scher Propaganda, sie misstraute jedem Kiewer,

trotzdem bemühte sie sich um professionelle und zugewandte Begegnungen. Sie wusste nicht, dass Ljudmila und ihre Kolleginnen Majdan-Aktivistinnen sind.

Am ersten Tag der Konferenz sollte jeder sagen, woher er oder sie kommt, ich hörte „Kiew, Odessa, Dnipro, Tscherkassy, Lwiw ...“. Dann sagte Olga, die neben mir saß: „Ich komme aus Donezk“.

Es folgte eine lange dramatische Pause – dann heftiger Applaus.

Ein deutscher Arzt hörte meine Radiosendung, er wollte Ljudmila und Olga zu einer Veranstaltung nach Berlin einladen, sie sollten über ihre Arbeit mit traumatisierten Kindern berichten. Für Olga wurde es die erste Reise ins Ausland, ihr erster Kontakt mit westlichen Kollegen; dazu kam ein weiterer intensiver Austausch mit Ljudmila.

Ein Jahr später, 2016, traf Olga eine wichtige Entscheidung: Sie zog mit ihrer Familie nach Kiew und begann dort als Trauma-Therapeutin zu arbeiten.

Kurz nach dem Angriff auf die gesamte Ukraine kommt Olga im März 2022 nach Hamburg. Mit Unterstützung von Freunden organisieren wir eine Wohnung für sie. „Du hast mein Leben zum zweiten Mal verändert“, sagt sie zu mir. Das ist so ein lichter Moment für mich – ein Moment voller Erleichterung, Freude und Hoffnung.

Als Nächste kommt die Bäckerin Switlana mit ihrer Enkelin nach Hamburg. Bei Switlana habe ich 2018 während meiner Recherchen in der Kleinstadt Awdijiwka im umkämpften Donbass gewohnt. Ihr Haus und ihre Bäckerei liegen heute in Schutt und Asche, genauso wie die ganze Stadt Awdijiwka. Auch für Switlana finden meine Freunde und ich eine Bleibe. Wir begleiten sie bei ihren ersten Schritten in Deutschland. Ich freue mich, dass immer mehr Menschen, die ich kenne, in Sicherheit sind, mache mir aber gleichzeitig große Sorgen um die, die in der Ukraine bleiben.

9. Warum ich im Krieg in die Ukraine fahre

Im September 2022 entscheide ich mich, in die Ukraine zu reisen. Ich möchte meine Freundin Ljudmila wiedersehen und Jugendliche, die aus Awdijiwka geflohen sind, in Dnipro treffen. Ich möchte auch nachempfinden, wie sich das Land im Krieg anfühlt. Oder gibt es noch einen anderen Grund?

Meine Angst ist groß. Ich bin nie in Kriegsgebieten gewesen, ich habe keine Ahnung, wie man eine Aderpresse anlegt, um bei einer Verwundung eine starke Blutung zu stoppen. Trotzdem reise ich mit dem Zug vom polnischen Przemysl nach Kiew. (Links und rechts von mir sitzen Frauen, die telefonieren, sich mit anderen Reisenden unterhalten und Äpfel essen. Wir alle fahren dorthin, wo Bomben fallen, wo Menschen sterben.) Der süße Sanddorn-Tee aus dem Bistrowagen wärmt mich und schenkt mir das trügerische Gefühl von Sicherheit.

In Kiew spreche ich Russisch. Mein Russisch mit seinen offenen „A-Lauten“ wird gleich als „Moskauer Russisch“ identifiziert. Das gefällt mir nicht. Schon der erste Taxifahrer spricht mich darauf an. Ich sage ihm, wie leid es mir tut, dass die Russen sich so verhalten. „Tja, wir wissen nicht, was man ihnen in die Rübe steckt“, antwortet er mit dem typisch sanften Humor der Kiewer und ohne einen Hauch von Feindseligkeit. Im Lebensmittelladen, in dem ich jeden Tag einkaufe und das Wechselgeld in ein Glas mit der Aufschrift „für die ukrainischen Streitkräfte“ werfe, wird mir jedes Mal auf Russisch gedankt. „Molodez!“, „gut gemacht“, sagt die Verkäuferin noch dazu und lächelt.

Meine ukrainischen Freundinnen in Kiew wissen natürlich, dass ich aus Moskau stamme, trotzdem bin ich für sie eher Deutsche als Russin. Und noch dazu Ukrainerin: die Geschichte meiner ukrainischen Familie, der Litwinenkos, war schon 2014 ein Türöffner. Meine Freundin Ljudmila heißt auch Litwinenko mit Nachnamen, ihre Familie kommt aus der Stadt Neschin.

Im September 2022 sitzen wir - Ljudmila, Walja, Olja und ich - in einem Restaurant. Ljudmila kommt gerade aus Budapest, wo sie seit Anfang des Krieges Unterschlupf gefunden hat, Olja pendelt zwischen Kiew und Italien, ihre Schwester wohnt seit Jahren dort. Nur Walja hält in Kiew die Stellung. Wir sprechen über Gefühle, über die körperlichen und emotionalen Reaktionen auf eine Bedrohung: Kampf, Erstarren und Flucht. Walja erzählt, dass sie in den ersten besonders gefährlichen Wochen des Krieges eine Machete griffbereit vor dem Bett liegen hatte. „Wärst Du in der Lage, jemanden mit der Machete anzugreifen?“ – „Sofort und ohne Skrupel“, sagt sie, „ich habe mich nachts viel besser gefühlt mit der Waffe, nur so hätte ich meine Tochter und mich schützen können.“ Olja berichtet von ihrer emotionalen Taubheit zu Beginn des Krieges, einem Gefühl, als wäre es bei allem, was geschah, gar nicht um sie gegangen. „Damals sagte ich zu meinem Mann, dass ich jetzt schöne Unterwäsche

tragen muss, denn wenn ich auf der Straße von einer Bombe getroffen werde und mein Rock hochrutscht, wird jeder sehen, was ich darunter anhabe.“

Ljudmila spricht über ihre Flucht-Odyssee und gesteht, dass sie jetzt gerade in Kiew, in der Nähe ihrer erwachsenen Tochter, deutlich mehr Gelassenheit spürt als im sicheren Ausland.

Die drei unterhalten sich auf Ukrainisch und wechseln meinetwegen ab und zu ins Russische. „Weil du auch ein ukrainisches Ich hast, solltest du die Sprache schon lernen“, sagt Olja mit einem Augenzwinkern zu mir. Ich empfinde das als Ermunterung und ein bisschen als Anerkennung meiner Zugehörigkeit.

10. Die körperliche Bedrohung

„Willst Du tatsächlich nach Dnipro fahren?“, fragt mich Ljudmila am Abend vor meiner Abreise. Dnipro liegt in der Ostukraine und schon ziemlich nah an der Front.

Ich treffe mich mit jungen Musikern einer Band, der Tag mit ihnen verläuft relativ ruhig, sie sind optimistisch, sie schreiben neue Lieder und hoffen, den Sieg der Ukraine im Sommer 2023 auf der Krim zu feiern. Darauf stoßen wir in einem georgischen Lokal mit Orangensaft an.

Einige Stunden später stehe ich in meinem kleinen Hotel unter der Dusche, die Haare klatschnass, und höre erschrocken das unerträgliche Heulen der Sirenen. Schnell ziehe ich mich an und laufe zur Rezeption. Es gibt keinen sicheren Raum im Hotel, keinen Bunker in der Nähe, nichts, wo ich Schutz finden könnte. Draußen vor dem Hotel stehen die anderen Hotelgäste, hauptsächlich Männer, Soldaten, sie rauchen, trinken Bier, reden miteinander. Ich hole mir auch ein Bier und so vergeht die Nacht. Morgens lese ich in den Nachrichten, dass das Haus neben dem Lokal, in dem die Musiker und ich am Vorabend gegessen haben, von einer Bombe getroffen wurde.

„Du musst dich kräftig schütteln, die ganze Angst wegschütteln – die Hände, die Schultern, die Beine, die Füße, den Kopf – alles mehrere Minuten lang schütteln“, sagt Ljudmila am Telefon, als ich ihr von dem Vorfall und von meiner Angst erzähle.

Ich versuche es, so gut ich kann.

11. Mein ukrainisches Ich ist auch ein Täter

Seit einigen Jahren weiß ich, dass ich in der Heimatstadt meiner Großmutter noch entfernte Verwandte habe. Vadim holt mich mit dem Auto in Kiew ab, wir fahren in die nahegelegene Stadt Bila Zerkwa. Wir haben wohl eine gemeinsame Ur-Ur-Urgroßmutter. Ich weiß, dass sich Vadim gleich zu Beginn des Krieges eine Schutzweste, einen Schutzhelm und robuste Stiefel gekauft hat. Er meldete sich zur Territorial-verteidigung und bekam eine Waffe zugeteilt. Jede Nacht hielt er Wache. Er ist Unternehmer, seine drei heranwachsenden Kinder sind mit seiner Frau im Ausland.

Der Krieg bringt nicht nur uns beide zusammen, sondern führt mich auch zu unseren gemeinsamen Vorfahren. Bila Zerkwa war früher ein jüdisches Shtetl, dessen Bevölkerung zuerst 1932-33 durch die Hungerkatastrophe Holodomor und dann 1941 durch die Shoah fast vollständig ausgerottet wurde. Ein großer Teil unserer Verwandtschaft konnte die Stadt rechtzeitig verlassen.

Vadim bringt mich zu dem Denkmal, das an die Ermordung von 90 jüdischen Kindern im August 1941 erinnert. Die Eltern und Großeltern dieser Kinder waren einige Tage zuvor umgebracht worden. Die Kinder, die man alle zusammen in einen Raum gesperrt hatte, störten die Nachtruhe der Wehrmachtssoldaten. Sie wurden auf Befehl von General Walter von Reichenau, der auch für das Massaker von Babyj Jar mit 33.000 Toten mitverantwortlich ist, erschossen, und zwar von ukrainischen Kollaborateuren.

Diese Tragödie bewegt mich zutiefst. Denn ich spüre etwas sehr Belastendes: Auch mein ukrainischer Anteil ist ein Täter. Mit diesem schwierigen Erbe der Ukraine muss ich umgehen können. Das heißt, nie wegsehen und nicht verharmlosen, was gern verdrängt wird: die Kollaboration mit den Nazis oder das antisemitische und xenophobe Agieren des ukrainischen Nationalisten Stepan Bandera. Heute ist er umstritten, doch von vielen wird er als Held verehrt: Straßen und Plätze sind nach ihm benannt. Die russische Propaganda sieht in Bandera, dem ultranationalistischen Kämpfer für eine unabhängige Ukraine, einen Nazi-Kollaborateur. Sie nutzt das Narrativ vom angeblichen „ukrainischen Faschismus“ als Rechtfertigung für den Krieg gegen die Ukraine.

12. Mut und Verdrängen

In Kiew treffe ich auch die russische Fotografin Victoria Ivleva, für die ich großen Respekt und Bewunderung empfinde. Gleich in den ersten Tagen des Krieges sind sie und ihre erwachsenen Söhne in die Ukraine gefahren und haben geholfen, Zivilisten aus dem Donbass zu evakuieren. Mittlerweile arbeitet sie wieder als Journalistin und Fotografin. Ihre Söhne bringen weiter Menschen aus Kampfgebieten in Sicherheit.

„Die Gedanken an die vielen Toten, und dass ich als Russin auch daran schuld bin, lässt mir keine Ruhe“, sagt Victoria. „Alle Ukrainer dürfen mir ins Gesicht spucken. Ich werde dastehen und diese Spucke nicht abwischen, nichts kann einen Toten aufwiegen.“ Ich schweige. Wäre ich bereit, mit Victoria zusammen dazustehen? Hätte ich den Mut dazu?

Ich habe mich mit einem alten Moskauer Freund verabredet, der wie ich in Kiew zu Besuch ist, um einen guten Freund zu unterstützen. Er erzählt mir, was passiert ist, als sich die beiden betrunken haben. „Viele Leute, und zu denen gehöre ich auch“, hat sein Freund auf einmal gesagt, „sind der Meinung: Damit der Krieg aufhört, muss man alle Russen töten. Die sind ein Übel, das an der Wurzel ausgerottet werden muss!“

Mein Freund erzählt mit leiser, ausdrucksloser Stimme. Ich spüre, was diese Sätze in ihm anrichten.

Ich versuche, ruhig zu bleiben, meiner Fantasie keinen freien Lauf zu lassen, all das tief in mir zu vergraben und mich auf andere Dinge zu konzentrieren. Ich bin doch für die Ukraine in diesem Krieg.

13. Ist der Wunsch nach Frieden verboten?

Im Frühjahr 2023 fällt es mir zunehmend schwerer, noch an einen Sieg der Ukraine zu glauben, stattdessen überwiegen Frustration und Hoffnungslosigkeit. Ich will nicht, dass der Krieg weitergeht und so viele Menschen sterben. Jeden Tag denke ich an die entsetzliche Lage: Die westlichen Länder liefern der Ukraine nicht genug Waffen, Russland demonstriert die Unendlichkeit seiner menschlichen Ressourcen und baut

neue Waffenfabriken. Die Rhetorik des Krieges, die mich in ein schwarz-weißes Korsett zwingt, gefällt mir überhaupt nicht.

Ich denke an Walja am Tag meiner Abreise aus Kiew: Sie trug einen blauen Pullover mit einem großen Friedenszeichen darauf. „Ein schöner Pullover“, sagte ich. - „Ja, aber es ist wohl unpassend, heutzutage dieses Friedenszeichen zu tragen“, sagte sie entschuldigend. Denn die offizielle Linie war und ist: Die Ukrainer sollen an den Sieg und damit an den Krieg denken, und nicht an Frieden. Damals in Kiew haben wir nicht weiter darüber diskutiert. Aber seither führe ich ein Gespräch über Krieg und Frieden mit mir.

Ich glaube, wir müssen darüber nachdenken, andere Auswege aus dieser Situation zu finden als den Tod, das sinnlose Sterben unzähliger Menschen jeden Tag. Ich glaube, dass ein Waffenstillstand versucht werden muss. Aber in der russischen Community der Kriegsgegner offen darüber zu sprechen, ist unmöglich. Sie würden mich als Kollaborateurin von Putins Regime abstempeln. Denn die Kriegsgegner sind für die Fortführung des Krieges und hoffen auf den Sieg der Ukraine. Doch wenn wir immer nur über den Krieg reden, dann wird es auch nur Krieg geben. Auch in uns selbst. Wir bleiben dann seine Boten und Sklaven. Auch Walja und ich. Es scheint unmöglich, über Frieden zu sprechen. Heißt das, dass auch Gedanken über Frieden unerwünscht sind? Und die damit verbundenen Gefühle ebenfalls?

14. 2023 - das Jahr der Veränderung

2023, das zweite Jahr des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine, erschöpft mich. Es wird klar: Die jungen Musiker aus Awdijiwka werden in diesem Sommer nicht den Sieg der Ukraine auf der Krim feiern, und im Sommer 2024 auch nicht. Die ukrainische Gegenoffensive ist gescheitert. Ich merke, wie sich meine innere Haltung ändert. Ich bleibe an der Seite der Ukraine, aber nicht mehr wie eine Soldatin, die immer geradesteht. Es tut mir nicht gut, meine Tage mit brutalen Bildern, ungeheuren Opferzahlen und schlechten Nachrichten zu beginnen. Ich will nicht mehr jeden Tag den Militärexperten zuhören. Ich kann nicht dauerhaft in einem derartigen Ausnahmezustand leben, ständig das Gefühl haben, nicht genug gegen den Krieg und für die Ukraine getan zu haben. Ich bin körperlich und emotional erschöpft, ausgelaugt. Auch mein Engagement für die Geflüchteten möchte ich

herunterschrauben und den Fokus mehr auf mein Privatleben, meine Familie legen, ohne mich dafür zu schämen. Ich fange wieder an, Bücher zu lesen, ich erlaube mir, frei zu philosophieren, Ausstellungen zu besuchen, zu fotografieren. Ich gönne mir mehr Freuden, ohne dabei zu vergessen, dass der Krieg weitergeht und meine Freunde in Gefahr sind. Ich sehne mich nach einer Aufgabe, die dieser Zeit gerecht wird.

15. Dem Verborgenen mehr Raum geben

Herbst 2023. „Unmöglich! Das wird schiefgehen! Ukrainer und Russen können nicht miteinander reden und nicht miteinander arbeiten“, bekommen wir von allen Seiten zu hören, als wir eine Gesprächsgruppe gründen. Ukrainische Geflüchtete, russischsprachige Hamburger, deutsche Aktivisten und Slawistinnen – in drei Sprachen erzählen wir uns unsere persönlichen Geschichten.

Es herrscht sehr viel Angst zwischen uns, Angst einander zu verletzen; es gibt viel Unausgesprochenes, Verborgenes. Manchmal fühlen wir auch kein Bedürfnis, etwas zu erzählen, sondern weinen zusammen und trösten uns mit einem Stück Kuchen. Manchmal lesen wir ein Gedicht oder sprechen über unsere Kinder, über die Schule, über Alltägliches. Behutsam tasten wir uns an kontroverse Themen und schwierige Gefühle heran.

Eine Ukrainerin berichtet, dass sie ihrer Freundin in Kiew weder von „guten“ Russen in unserer Gruppe noch von ihrer Urlaubsreise an die Ostsee erzählen kann. Sie sagt, die emotionale Kluft zwischen denen, die gegangen, und denen, die geblieben sind, wird immer größer. Ein Russe spricht davon, dass es zwischen ihm und seiner regimetreuen Familie in Russland keine Gemeinsamkeiten mehr gäbe, sie würden sich menschlich nicht mehr verstehen und könnten nur noch Parolen austauschen. Eine Slawistin bereut, dass sie im Studium nicht Ukrainisch lernen wollte, Russisch schien ihr anziehender und aussichtsreicher. Als die Ehefrau eines russischen Künstlers aus unserer Gruppe in Russland festgenommen und inhaftiert wird, reagieren die Ukrainerinnen empathisch und solidarisch. Das berührt ihn, das berührt uns alle! Es ist nicht leicht, manchmal sogar unmöglich, empathisch zu sein, wenn das eigene Leben in Trümmern liegt. Es ist überhaupt nicht selbstverständlich, wenn

man gewohnt ist, dass auf Social Media ständig das eine Leid mit dem anderen verglichen wird.

Ist unsere Gruppe eine Insel der Seligen, wo wir uns nicht in unseren Rollen, als Vertreter einer Nation, eines Landes, eines Kulturkreises begegnen, sondern als Individuen, die sich einander öffnen und miteinander sprechen? Wir teilen nun etwas miteinander und dieses Geteilte bleibt im Raum, in einer imaginären Schatzkiste.

Wofür ist diese Kiste da? - frage ich mich. Die Antwort bekomme ich später.

16. Widersprüchlichkeiten aushalten

Mai 2024. Ich verstehe allmählich, wozu unsere imaginäre Schatzkiste voller persönlicher Geschichten und Gefühle dient: Sie ist da, um das Menschliche, das Unbequeme, das Widersprüchliche zu erlauben, die verborgenen und manchmal verbotenen Gefühle.

Ist unsere Gesprächsgruppe die Aufgabe, nach der ich mich gesehnt habe? Ist das der Weg aus Erschöpfung und Ausweglosigkeit?

Es ist an der Zeit, all diese komplexen, schwer erträglichen, versteckten Gefühle, die sich in uns aufgestaut haben, zum Vorschein zu bringen. So entwickeln wir unser gemeinsames Projekt weiter. Wir geben ihm den Titel „Verbotene Gefühle in Zeiten des Krieges. Ein Archiv für die Gegenwart“.

Wir - Ukrainerinnen, Deutsche, Russen - sprechen miteinander. Wir erzählen, was uns bewegt, was wir erleben. Wir führen Interviews mit anderen Ukrainern, Russinnen, Deutschen über ihre Gefühle in Zeiten des Krieges. Wir sammeln die Geschichten, schreiben sie auf und gehen mit einer Lesung in Hamburg an die Öffentlichkeit.

Es fällt schwer, von fremdenfeindlichen Ukrainern zu berichten, die nicht in einer Warteschlange mit „irgendwelchen Afrikanern“ stehen wollen: „Wir sind doch Europäer, man muss uns anders behandeln“, sagen sie.

Es ist beinahe unmöglich für einen russischen Aktivisten, sich zu seiner Ohnmacht, zu seinem Versagen zu bekennen. Es ist beschämend für eine ukrainische Patriotin, zuzugeben, dass ihr Verwandter ein Deserteur ist. Es ist unbequem für eine

Deutsche, von der eigenen Überforderung mit aufgenommenen ukrainischen Flüchtlingen zu erzählen, und auch von dem Wunsch, sie wieder loszuwerden: Man möchte doch helfen und ein guter Mensch bleiben.

Die Gespräche, die ich führe, die Geschichten, die mir die Menschen erzählen, haben eine befreiende Wirkung auf mich. Sie helfen mir, meine innere Zerrissenheit, die Mehrstimmigkeit meiner kulturellen Anteile und die Widersprüchlichkeit meiner Gefühle und Gedanken auszuhalten, sie zu akzeptieren und mit dieser Komplexität zu leben. Sie helfen mir auch, über die Zukunft nachzudenken: Was möchte ich von meinen Gefühlen in eine Zeit nach dem Krieg mitnehmen?

17. „Während wir schliefen, haben wir Charkiw bombardiert“

Ich weiß noch, wie lange ich, wie lange mein jüdischer Anteil gehadert hat, bis ich mich eine Deutsche nennen konnte. Ich konnte es erst kurz bevor ich meinen deutschen Pass bekam.

Seit meiner Ankunft in Deutschland habe ich mich mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt, als Autorin und als Jüdin. Es war nicht leicht, in diesen Abgrund zu schauen. Es war nicht leicht, die Spuren der Vergangenheit immer noch in der Gegenwart zu entdecken.

Als ich meinen deutschen Pass bekam, habe ich mir gesagt: Es ist nicht wie in einem Geschäft, du kannst nicht wählen, Goethe schon, Hitler aber nicht. Jetzt werden die deutsche Kultur und Geschichte mitsamt Nazizeit auch Teil deiner Kultur, und auch du trägst nun die Verantwortung dafür, dass die Geschichte sich nicht wiederholt.

Nun kommt mir das, was Deutsche erlebt, gedacht, bereut, beweint haben, zu Hilfe: Sebastian Haffner und Viktor Klemperer, Karl Jaspers und Hannah Arendt. Ihre Texte sind ein Schlüssel, um zu verstehen, wie Menschen sich in einer Diktatur verhalten.

Der Satz „Davon haben wir nichts gewusst!“ findet heute sein Echo in den Zeilen der russischen Dichterin Maria Stepanowa, mit denen sie die Ignoranz ihrer Landsleute benennt: „Während wir schliefen, haben wir Charkiw bombardiert. Während wir gegessen haben, haben wir Lwiw bombardiert.“

Die Deutschen haben den Krieg erlebt und verarbeiten können, wenn auch in vielen Anläufen und mit vielen Rückschritten. Sie haben sich zu ihrer historischen Verantwortung bekannt.

Im Sommer 2024 habe ich ein einschneidendes Erlebnis.

In einem Café führe ich draußen auf der Terrasse per Zoom ein Gespräch auf Russisch. In einigem Abstand von mir sitzt ein Paar, das frühstückt. Als ich das Meeting beende und meinen Laptop zuklappe, kommt die Frau, eine Dame um die Siebzig, auf mich zu.

„Welche Sprache haben Sie gesprochen?“ Wie immer, wenn ich diese Frage höre, zucke ich unwillkürlich zusammen. Warum fragt sie das? - schießt es mir durch den Kopf. Möchte sie mich etwa beschimpfen? Mit mir diskutieren? Denkt sie vielleicht, ich wäre eine Ukrainerin, und sie will mir ihre Solidarität aussprechen? Ich versuche, mich auf eine Konfrontation vorzubereiten und sage ganz ruhig: „Russisch.“ Ich stehe auf. Da kommt sie noch näher und umarmt mich schnell. Damit habe ich nicht gerechnet. Ich muss schlucken. Dann entfernt die Frau sich eilig wieder und verlässt mit ihrer Begleitung das Café. Ich bleibe stehen. Mir ist zum Weinen zumute. Ich spüre unendliche Dankbarkeit.

18. Winter 2024/2025

Das dritte Kriegsjahr geht seinem Ende entgegen. Der Krieg zieht immer mehr Menschen in seinen endlosen Strudel aus Leid und Zerstörung. Du kannst dich nicht vor ihm verstecken, ihn abwehren, dich von ihm abwenden. Er wird dich finden, wo immer du bist: mit einem Einberufungsbefehl, einer traurigen Nachricht oder durch Schuldgefühle, die dich überfallen.

Vor der Sprachschule in Hamburg, in der meine ukrainischen Bekannten Deutsch lernen, komme ich immer wieder mit jungen Männern ins Gespräch. Sie sagen offen, dass sie nicht bereit sind, für ihr Land zu sterben. Sie wollen in Deutschland bleiben, zumindest bis der Krieg vorbei ist. Zur selben Zeit erhält mein Cousin Vadim aus Bila Zerkwa den Einberufungsbefehl. Sein inzwischen vierundzwanzigjähriger Sohn kehrt aus dem Ausland zurück. Mit 25 Jahren wird auch er zur Armee eingezogen.

Auf Social Media sehe ich die zufriedenen Gesichter der Moskauer, die auf der großen Eislaufbahn mitten in der Stadt ihre Pirouetten drehen.

Meine Mutter in Moskau lässt sich von der russischen Propaganda nicht einlullen, über ihr Smartphone hat sie Zugang zu regimekritischen Informationsquellen aus dem Ausland. Mein Sohn in Hamburg hat zunehmend Kontakt zu Menschen, für die der Krieg seit drei Jahren Alltag ist, weil seine neue Freundin aus der ukrainischen Hafenstadt Odessa kommt.

Anfang 2025 veranstalte ich einen imaginären Empfang und lade meine unterschiedlichen kulturellen Anteile dazu ein: den russischen, den ukrainischen, den jüdischen und den deutschen. Sie gehen umsichtig und respektvoll miteinander um und beschließen, nicht mehr zu streiten und sich gegenseitig anzuklagen.

Ich fühle mich freier und gelassener als vor drei Jahren, ich bin in der Lage, mit Andersdenkenden zu diskutieren, ich habe mich an die Komplexität dieser Zeit gewöhnt. Ich habe gelernt, mit Unsicherheiten zu leben. Ich erlaube mir immer mehr, einfach Mensch zu sein, mal ein starker, mal ein schwacher Mensch, und ein unvollkommener. Ich erlaube mir, glücklich zu sein und fest an die Zeit nach diesem Krieg zu glauben.